

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Beiträge zur Kenntnis des altfranzösischen Volkslebens, meist auf Grund der Fabiliaux

Pfeffer, Peter

Karlsruhe, 1901

III. Vom Haus und dessen Einrichtung

[urn:nbn:de:bsz:31-306431](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-306431)

III.

Vom Haus und dessen Einrichtung.

Um einen Blick ins Innere des Bürger- und Bauernhauses werfen zu können — die Verhältnisse in der Ritterburg werden nur vergleichsweise herangezogen — folgen wir verschiedenen Personen, die bei hereinbrechendem Herbstabend an fremden Orten aus mancherlei Gründen um gastliche Aufnahme in Privathäusern bitten. Zu spät dürfen sie im allgemeinen nicht kommen, sonst finden sie die Stadttore geschlossen und, wenn sie unbehelligt in die Stadt gekommen sind, unter Umständen verschlossene Häuser, denn im Mittelalter pflegte man früh zu Bett zu gehen (II 34, 233 etc.). Sucht der Fremde einen Freund auf, dessen Wohnung er nicht kennt, so ist er in übler Lage, wenn er niemand findet, der ihm Auskunft geben kann. Sollte er selbst die bei Laien seltene Kunst des Lesens verstehen, so hilft ihm dies nichts, denn weder trugen die Häuser Nummern (bekanntlich zeigten sie keine bis spät in die Neuzeit hinein), noch waren die Strassenamen auf Tafelchen angebracht. Strassenamen gab es allerdings. Man erinnere sich an die zwei Pariser Geschäftsstrassen Troussevache und Quinquempoist (Teil III, p. 17). Die Hauptstrasse wird meist „grant rue“ (VI, 128) geheissen haben und andere Strassen nach dem Gewerbe ihrer Bewohner benannt worden sein. Unsere Texte bieten dafür zwei Beispiele, es kommt einmal die Krämergasse („rue as espiciers“ V, 40) vor und einmal die übelberüchtigte „rue as putains“ (V, 52).

Wie die Häuser nachts (V, 10, 17, 124 etc.) geschlossen wurden, so waren auch die Räume im Haus verschliessbar theils mittels eines Riegels (I, 203; III, 235; V, 34) oder Zapfens („cheville“ II, 70; III, 56) oder eines Schlüssels (I, 205; V, 12).

Die Hausthüre konnte mittels eines Querriegels oder einer Querstange besonders fest geschlossen werden (II, 236). Um ungemerkt ein- und ausgehen zu können, waren Geheimthüren („fax huis“ II, 18) vorhanden. Ob die „guichets“ (III, 151) kleinere Thüren oder Öffnungen in der Thürfüllung darstellen, ist aus dem Zusammenhang der einzigen Belegstelle nicht zu entnehmen. Tritt der fremde Wandersmann in das gastfreundliche Haus ein, so scheint es ihm hier ganz hell im Vergleich zu dem Dunkel der Strasse. Da man die Strassenbeleuchtung nicht kannte, musste man sich bei nächtlichen Gängen mit Fackel oder Laterne (I, 209) versehen. Daher musste es dem, der ein schützendes Dach über seinem Haupt wusste, doppelt behaglich sein, wenn ihm bei nächtlicher Wanderung im Morast der ungepflasterten Strasse der Regenwind die dürftige Leuchte verlöscht hatte. Ist es doch kaum anzunehmen, dass es zu dieser Zeit in jeder Stadt oder gar in jeder Strasse einen „grant chemin ferré“ (gepflastert) VI, 129 gab. Freilich war die Beleuchtung im Innern des Hauses kaum glänzend zu nennen. Meist dient das flackernde Herdfeuer als einziges Mittel, das im Zimmer herrschende Dunkel zu erhellen (V, 232, 239; VI, 135) oder eine Fackel verbreitet ihren unsichern, düster roten Schein (VI, 6). Doch musste der Rauch besonders des offen brennenden Herdfeuers sehr lästig fallen, daher war es eine besondere Annehmlichkeit, wenn die Flamme hell und rauchlos brannte (V, 185). Ein besseres Beleuchtungsmaterial bildeten die Kerzen (II, 56; VI, 28 etc.) aus Wachs (I, 123). Doch kannte man noch eine dritte Beleuchtungsart. Zu den notwendigen Hausgeräten des Bauers gehört nach dem „Oustillement au villain“ im Winter ein „craisset“ d. h. eine Öllampe (II, 150), und im Schlafzimmer einer Edelfrau unserer Texte brennt stets eine Lampe (VI, 144). Noch zweimal stossen wir in den Fabliaux auf den Gebrauch einer Lampe. Im Krankenzimmer auf einer Ritterburg brennt gleichfalls eine Nachtlampe, die ihren Namen „Mortier“ ihrer mörserförmigen Gestalt verdanken wird (I, 152). In der Kirche entzündet Auberée die Opferkerzen an einer Lampe, die wohl nichts anderes war als das ewige Licht, das als Symbol des ewigen Lebens beständig in der Kirche brennt. Um sich morgens früh, wenn es noch dunkelte, rasch Licht zu verschaffen, bewahrte man wegen der Schwierigkeit des Feueransteckens die Glut während der Nacht auf (V, 134 f.). Tritt der Fremdling in ein Bauernhaus ein, so findet er dort beschränkte Räume. Ein in Montaiglon-Raynauds Fabliausammlung stehendes, bereits oben citirtes Gedicht „De l'oustilllement au villain“ (Nr. 43), das jedoch seines ganzen Charakters wegen von Bédier mit Recht aus der Reihe der Fabliaux geschieden wurde, gewährt uns ein in vielen Einzelheiten ziemlich anschauliches Bild von der Wohnstätte des mittelalterlich französischen Bauers, deren Einrichtung und den zur Ausübung des bäuerlichen Berufs notwendigen Gerätschaften. Das bäuerliche Anwesen zerfällt in drei Teile, in den eigentlichen Wohnraum, in die Kornkammer und den Heuschober. Vom Bauersmann wird gesagt:

„Sachier tout vraiment
Qu'il li covient meson,
Et bordel et buiron;
En l'un mete son grain
Et en l'autre son fain
Et en la tierce maingne.“ (II, 149.)

Das gesamte Anwesen ist mit einem Reiserzaun („haise“ IV, 3, 213) umgeben, der durch eine Eingangsthür unterbrochen ist („Cele li cort ouvrir la haise“ (IV, 213), oder auch mit einer Dornenhecke („espinois“), wie die isoliert liegenden Häuser im Gätinais (III, 193). Übrigens stehen die Bauernhäuser einander manchmal so nahe, dass das Kindergeschrei die Nachbarschaft stören kann (II, 156). Zum Hause gehört noch ein Hof, in dem sich der Brunnen (VI, 136), die Viehställe (I, 104), die Scheunen (IV, 4), Schuppen für Hafer (I, 279; IV, 3), mitunter eine Weinlaube („treille“ I, 107) und dergleichen befinden. Innerhalb der Hecke mochte ein Gemüsegarten („vergier“ I, 118 oder „cortil“ IV, 88 genannt) eingeschlossen sein, wo man die für den Haushalt nötigsten Gemüse zog (IV, 88 wird Kohl genannt). Nachts bewacht der treue, wohlherzogene Hund das ganze Besitztum und warnt durch Gebell, wenn Gefahr im Verzug ist (II, 152). Um die Vertilgung der Mäuse macht sich die Hauskatze verdient (II, 152). Wie der wohlhabende Bauer, der, wie wir früher gesehen haben, weite Strecken in Wald und Flur sein eigen nannte und einen ansehnlichen Viehstand besass, sich gewiss nicht mit seinem mitunter zahlreichen Gesinde auf ein gemeinschaftliches, wenn auch noch so geräumiges Gemach beschränkte, so wenig genügte dem reicheren Bürger eine einzige Stube als Wohn-, Schlaf- und Küchenraum.

Das Bauern- und Bürgerhaus sowie überhaupt das gewöhnliche Wohnhaus, dessen Dach mit einem Wetterhahn („cochet au vent“ I, 24) gekrönt war, bestand aus Holz oder auch nur aus Strohlehm („mur en torchis“ IV, 25) und war seiner ganzen Anlage nach nur für eine Familie bestimmt. Doch bewohnt der „Vallet qui se met a malaise“ bei Verwandten mit seiner jungen Frau nur eine Kammer („cambrel“ II, 166), die dem Mittellosen aus Guthertzigkeit abgetreten wurde. Diese Einfamilienhäuser waren offenbar meist einstöckig. Auf das Vorhandensein eines zweiten Stockes lassen jedoch Laube („loge“ I, 73) und Söller („solier“ I, 74, 120, 200 etc.) schliessen, ferner der hohe Balkon („là sus à vo haute poë“ I, 163) an einem Kaufmannshaus. Die Vorratskammer („celier“) liegt mitunter gleichfalls im zweiten Stock oder unter dem Dach, denn der Wirt in „La Plantez“ steigt die Treppe hinauf, um Käse zu holen (III, 162) wie auch die Speisekammer im Bauernhaus nicht ebener Erde zu sein braucht, denn ein im Bett liegender Bauer erhebt sich und „monte en son cegnaill“ (V, 238). Die Diebe Barat und Haimet finden dagegen weder „celier“ noch „cenaill“, wenn sie ihre Blicke auch noch so sehr in allen Winkeln der Wohnstube umherschweifen lassen (IV, 98). Söller und Laube bedeuten wohl dasselbe, wie aus den „Trois Avugles“ hervorgeht. Die drei Blinden werden von dem Wirt in die „haute loge“ (I, 73) geführt und als Gäste „du solier“ (I, 74) wie Ritter bedient. Der Söller ist mit Schlüssel verschliessbar (I, 120) und dient als Schlafraum (I, 74 f.). An ihm ist ein Holzgitter („treillie“) angebracht, durch das man den in den Vorplatz („porche“) Eingetretenen beobachten kann (I, 205). Manchmal führt eine Treppe zur Eingangsthüre, es handelt sich dann um eine „meson à degrez“ (I, 15). Was ist der Perron? („perrin“ I, 122, 290.) Wohl nur eine dritte Bezeichnung für den Söller oder Laube genannten Raum, denn in Fabliau 25 „La saineresse“ sagt die Frau zu ihrem Freund: „Montez là sus en cel solier“ (I, 290) und einige Verse weiter heisst es: „Si se descendent del perrin contreval les degrez“ (I, 290). Auch aus Fabliau 8: „De la borgoise d'Orliens“ geht ebenso hervor, dass „perrin“ und „solier“ synonyme Begriffe sind. Die Bürgerin fordert ihr Gesinde auf, sich nach oben zu begeben: „en ce solier“ und sie an dem zu rächen, der sie „là sus en ce perrin“ erwartet. Sie giebt ihren Leuten den Schlüssel mit den Worten:

„Ne souffrez pas que il en isse;
Ainz l'acueilliez el solier haut.“ (I, 123.)

Unter dem Dache, im Speicher, wird Hafer und wohl überhaupt Getreide aufbewahrt und gedroschen (IV, 10). Mit dem „grenier“ ist vielleicht der „chapel“ identisch, in dem gleichfalls Hafer aufgespeichert wird (IV, 9), aber auch Schinken hängt (I, 281).

Auf mehrere Räume im gleichen Hause weisen verschiedene Stellen hin. Die von ihrem Mann geprügelte Frau flüchtet „in ihr Zimmer“ (II, 212). Die Frau des Constant du Hamel verbringt Geschenke „in ihr Zimmer“ (IV, 185). Eine andere fordert einen Mönch auf, sie selbst „en cele chanbre“ zu tragen (V, 226). Ritter und Knappe schlafen in einem besondern Zimmer des Pfarrhauses, wie der Zusammenhang des Fabliau 34 „Du prestre et du chevalier“ ergibt. Eine junge Bürgersfrau führt ihren Besuch in ein Zimmer nebenan (V, 8). Erwähnen wir noch die Werkstätte („ouvréoir“ I, 196) im Hause eines Herrgottschnitzers und die Gesindestube, die bei zahlreicher Dienerschaft im behäbigen Bürgerhause vorhanden sein musste (I, 123 f.). Kehren wir zurück zu dem späten Gast, den wir beim Eintritt ins Haus verlassen haben. Seine Ankunft erregt je nach seinem Stand und der Gastfreundschaft des Hausherrn mehr oder weniger Aufsehen. Auf die Einladung seines Wirtes lässt er sich neben dem licht- und wärmespendenden Feuerherd nieder (II, 16), denn dies ist ein Ehrenplatz, wo der Hausherr mit seiner Familie sitzt. Gleichgiltig schweifen seine Blicke über die Zimmereinrichtung hin, die für ihn nicht viel Interessantes hat. Mitten im Zimmer befindet sich nach alter Sitte die Feuerstätte (I, 264), der Thüre gerade gegenüber,

sodass bei geöffneter Thüre die Vorübergehenden die Vorgänge am Herd beobachten konnten (V, 224/5). Der Herd trägt verschiedene Namen: „aistre“ I, 264; II, 250; „fouier“ II, 152; „paele“ I, 5, 229 oder „paelete“ I, 139. Die zwei letztern Ausdrücke scheinen den Gebrauch von Öfen für diese Zeit zu bestätigen. (Sich: Weinhold Bd. II, p. 88 f.)

In ihm steht der mit Brennholz beladene Feuerbock („andier“ II, 150; V, 89), an dem ein kleiner Ring angebracht ist, vermutlich zum leichteren Transport (V, 89). Zum Anblasen des Feuers dient ein Blasebalg („buffet“ III, 203 f.; soufflet II, 150) und zum Schüren ein Feuerhaken (IV, 124) oder eine Ofengabel (II, 154). Zum Braten verwendet man den Rost (graül, greül II, 150; IV, 176; V, 225). Über dem offenen Herdfeuer hängt an einem dicken Strick der Kochkessel (IV, 108), in dem die Fleischbrühe sprudelt (II, 152) oder ein saftiger Schinken abgekocht wird (IV, 108), während im Topf das Gemüsepurée (II, 150) dampft. Mit einem eisernen Kesselhaken („croc“) dreht die emsige Hausfrau das Fleisch, dass es nicht anbrenne (II, 150), oder brät Geflügel (V, 59) und Wildbret (IV, 3) am Bratspiess, das sie alsdann ganz gebraten am Spiess auf den Tisch bringt (II, 107). Schornsteine, durch die der mittels eines Mantels aufgefangene Rauch entweicht, müssen auf dem Lande noch etwas Seltenes gewesen sein, denn an seinem Schornstein „à cele keminée“ (II, 50) ist ein bestimmtes Landpfarrhaus von aussen kenntlich (II, 50). Am Dachbalken über dem Herd hängen Schinken oder sonstige Fleischteile des Schweins zum Räuchern (V, 128; IV, 98).

Trotzdem das ehrsame Bäckergewerbe als Broterwerb ausgeübt wurde (Sich früher), wurde doch vielfach, wie heute noch auf dem Lande in manchen Gegenden, das Brot zu Hause gebacken. Der Backofen befindet sich in einem angebauten Schuppen, in dem gleichzeitig Holzvorräte aufgestapelt sind, daher der Name „bordel“. Übrigens kocht auch einmal eine Bäuerin in einem solchen Schuppen Schinken ab, vermutlich bei offenem Herdfeuer (IV, 109 f.). Hinter dem Herd ist ein Trockenplatz für gegorene Gerste, aus der man Bier bereitet (II, 154). In der behaglichen Nähe der wärme- und lichtspendenden Flamme des Herdes stehen Tisch und Bett. Die Esstische sind niedrig (II, 107); doch giebt es auch hohe („salle à haute table“ B. M. III, 28). Es sind wohl Tischplatten, die auf Böcke gelegt werden. Für ihre Niedrigkeit und Zusammensetzung aus Platte und Untergestell spricht auch der auf zwei Kissen d. h. Polstern ruhende Tisch, an dem ein Priester und seine Freundin sitzen und essen (II, 238). Übrigens sind die Esstische erst beim Gebrauch aufgestellt worden: „On fet metre les tables“ (II, 11). „Il a là drecie une table“ (IV, 49). Nach dem Essen wird der Tisch entfernt (II, 11, 57; III, 158), denn der Ausdruck „oster la table“ ist kaum figürlich zu verstehen. Über den Tisch breitet man ein weisses Tuch (II, 107). Handtücher aus weissen Linnen (I, 124) sind bei der Tafel in guten Familien in Gebrauch. Diese „touailles“ (II, 236; VI, 48) dienen auch zum Einwickeln von Früchten (II, 75). Auf dem Tische fehlt nicht das Salzfass (III, 4) und liegen Messer (III, 4) und Löffel (VI, 47). Der Gabel, deren man sich bekanntlich im Mittelalter beim Essen selten bediente, geschieht keine Erwähnung. (Sich: Weinhold, Bd. II, p. 106.) Während des Abendessens brennen Kerzen auf dem Tische der Wohlhabenden, damit sie besser sehen (II, 56, 238). Diese Kerzen stecken in Leuchtern („candelabres“ II, 56; „broissin“ II, 238). Bevor man sich zu Tisch setzt, wäscht man sich Hände und Mund (I, 279; III, 223), ebenso nach Anhebung der Tafel (III, 206). Zu diesem Zwecke bringt das Gesinde Becken mit Wasser (II, 55). Eine grosse Ehre erweist der Hausherr seinem Gaste, wenn er ihm zuerst das Wasser reicht (II, 56). Die Bereitung des Mahles war damals wie heute eine wichtige Angelegenheit. Köchen, die der edlen Kochkunst oblagen, sind wir bereits früher in Ritterburg und Pfarrhaus begegnet. Bei der Anwesenheit vornehmer Gäste oder solcher, von denen man sich besonders Dank für die Gastfreundschaft versprach, entwickelte man eine fieberhafte Thätigkeit, wobei mitunter alle verfügbaren Kräfte, an der Spitze der Hausherr selbst, in der Küche thätig waren (II, 55).

Über die Lage der Küche schweigen sich unsere Texte aus. Nur einmal ist es möglich, sie annähernd zu bestimmen. Im „Segretain Moine“ sprengt das Pferd mit dem toten Mönch in die Klosterküche und zerbricht alle Gerätschaften (V, 241). Das im Klosterhof (V, 240) vermutlich isoliert gelegene Küchengebäude ist demnach einstöckig. Vielfach wird, vor allem in ärmeren Kreisen, kein besonderer Raum für die Küche vorhanden gewesen sein, da die Feuerstätte im Wohnzimmer zugleich als Kochherd gebraucht werden konnte. Mancherlei Küchengeräte, von jeher ein Stolz der Hausfrau (II, 205), befinden sich in der Küche. Da sieht man Töpfe („pos“ II, 126 etc.) und Nöpfe („escueles“ I, 114 etc.), Platten („platiaus“ III, 147 etc.) und Pfannen („paeles“ III, 116 etc.), Gläser („voirres“ II, 126) und Vasen („vases“ V, 241), Humpen („hanaps“ I, 7 etc.) aus Holz (I, 7) und hölzerne Becher („mazerins“ II, 75 etc.), Weinkrüge („pichiers“ IV, 47), darunter solche aus Blei („plomé“ VI, 49), ferner Stösser („pestel“ II, 150), Mörser („mortier“ II, 150; V, 241) und Handmühle („molinel“ II, 150). Dazu kommen Kochlöffel („louce“ dont on met le pot“ IV, 84) und Esslöffel VI, 47), stählerne Messer (I, 281) und Bratspiesse („haste“ I, 188, „broches à oint“ I, 5). An Körben, grossen und kleinen, ist auch kein Mangel; sie hängen zum Teil am Dachbalken wie der durchlöchernte, zur Aufbewahrung von Käse bestimmte „chasier“ (II, 152).

Kehren wir zum zweitenmal zu dem Gast zurück. Da man nach dem Abendessen bald zur Ruhe ging (II 34, 233 etc.), galt es nach kurzer Unterhaltung, dem Gast das Lager zu bereiten. Im Hause des Armen machte man nicht viel Umstände. Entweder schläft der Gast mit der Familie seines Gastgebers im selben Raum (I, 239 ff.) oder in einer Kammer mit einem Familienglied zusammen (V, 28), wenn es an Schlafstellen gebricht. Sogar die Scheune dient unter Umständen als Nachtquartier (IV, 202). Man schlägt im Winter das Bett gern neben dem wärmenden Herd auf, dessen Glut während der Nacht unter der Asche fortglimmen mochte (Sieh oben), wie man überhaupt mit Vorliebe in der behaglichen Wärme des Herdes sitzt und arbeitet, plaudert und erzählt (II, 16; III, 46, 233 f.) oder isst (V, 225). Der besser Situierte verfügte über ein besonderes Schlafgemach. Das Schlafgemach der jungvermählten, reichen Bürgerin, das Auberée staunend betritt, zeigt eine kostbare Ausstattung.

„Assez i ot et vair et gris
Et dras de soie et de samis.“ (V, 8.)

Diese seidenen und brokatenen Stoffe waren jedenfalls Wandteppiche, während die Pelze den Fussboden bedeckten. Eine grosse Lagerstatt („grant cosche“ II, 21; V, 8) zieht sogleich die Blicke auf sich, es ist das Ehebett. Die Betten waren sogenannte Himmelbetten, d. h. mit Vorhängen versehen („cortines“ I, 120; II, 20 etc.). Sicher waren diese Bettvorhänge in reichen Familien aus prächtigeren Stoffen als reiner Leine (II, 20). Von dem Bettgestell wird nur der Füsse gedacht, auf denen das Bett steht und auf die man sich setzen kann (VI, 261).

Merkwürdigerweise besteht die ganze Bettunterlage selbst bei Vornehmen und Reichen nur aus einer Schichte Stroh (V, 8) oder einem Strohsack (V, 61). Bei den Armen scheinen Bettgestelle überhaupt ein unbekannter Luxus gewesen zu sein, denn von einer Bäuerin wird uns erzählt, dass sie zur Schlafenszeit ihrem Mann in einem Winkel ein Lager aus Stroh und groben hanfleinenen Bettüchern rüstet (IV, 214). Die Ausstattung des Bettes ist überhaupt einfach. Tagsüber vertreten die Betten offenbar die Stelle unserer Sofas (II, 98; VI, 12). Das prächtige Bett verdiente vielleicht die Bewunderung der Auberée nur wegen der über weisses Stroh gebreiteten kostbaren Steppdecke (V, 22), wenigstens lesen wir nichts von Kissen und Leintüchern. Augenscheinlich wurden die Betten erst abends zum Zweck der nächtlichen Ruhe hergerichtet, wie wir oft lesen (III, 233, 409; V, 22), indem man vielleicht auf die Steppdecke ein Linnen zur Schonung legte; ferner zur bequemeren Ruhe des Kopfes ein Kissen („chevet“, „chaveçuel“ III, 235, „oreiller“ I, 95) ans obere Kopfe schob und über das nun fertige Bett ein zweites Leintuch breitete. In der kälteren Jahreszeit benützte man noch eine Zudecke, im einfachen Bauernhaus (IV, 163) und in der Burg des Ritters (II, 21). Wie nun auch die Ausstattung des Bettes gewesen sein mag, ob man die Steppdecke („coute pointe“ V, 8 etc.) abends wegnahm oder nicht, jedenfalls wurde das Leintuch nicht unmittelbar über das Stroh gezogen, denn die Dame in dem Pfarrhause, in dem der „boucher d'Abeville“ genächtigt hat, sagt:

„Nostre ostes jut en no meson
Sor ma coute, sor mes linceus.“ (III, 241.)

und Auberée legt die junge Frau

„Sor blans dras et sor bone coste.“ (V, 12.)

Diese „blans dras“ waren jedenfalls aus Linnen („dras de lin“ III, 233; linçuel III, 235; V, 11). Die Zudecke („covertour“) war zuweilen gross und bedeckte die nahe beieinanderstehenden Betten des Ehepaares (II, 21), das aber gewöhnlich in einem gemeinschaftlichen Bett schlief (V, 92, 128, 237; VI, 143).

Dass die „besseren Leute“ ausser dem Leintuch noch auf einer Decke ruhten, beweist ferner jener Bischof, der einem Priester verbot, je „sor couste“ zu schlafen (III, 181). Der Priester aber umgeht das Verbot, indem er sich ein weiches, molliges Bett aus „coussins“ machen lässt. Diese Kissen („coisin“ V, 185) dienen, wie zwei Beispiele zeigen, zum Ruhen und Sitzen. Sie bilden also eine Art Vorläufer niederer Divane. Wie die Reichen und Vornehmen auf Prachtkissen gemächlich ruhen und träumen, so erholen sich die Armen auf Strohkissen (III, 46) sitzend von des Tages Arbeit. Der einfachen Strohmatten („nate“ III, 46), auf der die Bäuerin ihrem Mann gegenüber auf der andern Seite des Herdes ruht (III, 46), entspricht der kostbare Teppich, auf dem ein vornehmes Brautpaar sitzt und sich seines nahen Glückes freut. Denn was wird unter der „couste d'or listée d'un riche drap qui fu de soie“ (I, 65) anders zu verstehen sein, als eine kostbare, seidene, goldverbrämte Decke, zumal da auch ein anderer Ritter sich mit seiner Dame „desus un tapis“ niederlässt (II, 185)?

Oder sollten die Ausdrücke „couste“ und „tapis“ nur im Sinne des pars pro toto zu verstehen sein, so dass das unter Decke oder Teppich liegende Kissen stillschweigend eingeschlossen wäre?

Ausser den Bänken, Prunkbetten, Kissen gab es noch andere Sitz- und Ruhegelegenheiten. Doch holen wir noch nach, dass manchmal das Bett nicht unmittelbar an die Zimmerwand gerückt war, sondern dass zwischen Wand und Lagerstatt ein freier Raum („ruelle“) verblieb, gross genug, dass ein Mann sich darin verstecken konnte (V, 120).

Was ist das „chaelit“? Es dient zum Liegen („chaelit à gesir“ II, 154) und gehört als notwendiger Bestandteil zum Bauernhausrat.

Nach der unten citierten Stelle muss es eine Art Fahrbett gewesen sein (Sich: Weinhold, Bd. II, p. 108), dessen unterer Teil eine oder mehrere Truhen enthielt.

„I chaaliz ot lez le fouier
Qu'on soloit fere charriier
El chaaliz ot III escrins.“ (I, 17.)

In diesen drei „escrins“ wurden drei Menschen versteckt, die aber den Erstickungstod darin fanden, erzählt das Fabliau II von den „Trois boçus“. Die Laden müssten also ziemlich gross gewesen sein. Ausser den Betten für die Erwachsenen gab es noch Wiegen („bercuel“ I, 239; „briez“ V, 91), in denen die Kleinen schlummerten.

Von Sitzmöbeln werden genannt: Stühle in der Königshalle („caiere“ III, 238), im Pfarrhaus (chaiere“ III, 6) und im Bürgerhaus („keiere“ I, 161), ferner Sessel („sieges“) in der Burg des Königs (II, 164) und im Hause des Bürgers („siege bas“ V, 185). Vor dem Esstisch sitzt man auf Bänken und Schemeln („seles“ I, 276 oder „escame“ II, 213 genannt). Die Schemel waren teilweise nur dreibeinig („formete à III quepeus“ V, 179). Im Hause der zukünftigen Schwiegermutter des „Vallet qui se met a malaise“ lädt die alte Dame den jungen Bewerber zum sitzen ein „soit sour lesson, soit sour keiere“ (II, 161). Über die Form dieser „lesson“ (I, 18; III, 224; IV, 102) wird uns nichts mitgeteilt. Es ist ein Sitzmöbel, vielleicht eine Art Bank mit einem Kissen darauf. Bänke und Sitze treffen wir übrigens auch im Freien zu jedermanns Gebrauch (III, 93). Von Einrichtungsgegenständen im Schlafzimmer (III, 37) lernen wir noch die Truhen kennen. In diesen „aumaires“ (III, 286) oder „huches“ (I, 208 etc.) genannten Schreinen werden Kleider (III, 286; V, 22, 251), Geld (V, 5; 205) und sicher auch Schmuckgegenstände und andere Kostbarkeiten verwahrt. Truhen voll Weisszeug erregen das Wohlgefallen der Hausfrau, die sich ihres Besitzes rühmt (II, 205), wie überhaupt Hanf, Wolle und Leinwand zu besitzen ein Herzenswunsch der Frau war (V, 203). Mitunter stehen die Laden zu Füssen des Bettes, so dass man vor dem Zubettgehen seine Kleider darauf legen kann (III, 37). Gewöhnlich hängt man sie jedoch an einer Stange auf („perche“ III, 98), an der auch andere Dinge, wie das Tischtuch (I, 127), hängen können. Die „huches au pain“ (V, 215) waren jedenfalls kleinere Truhen, wie man solche überhaupt von verschiedener Grösse angefertigt haben wird. Zu den sehnlichsten Wünschen der jungen Frau des „Vallet qui se met a malaise“ nach einem eignen Heim gehört „une maison u il pueent leur huche assir et leur lit faire à lor plaisir“ (II, 168). Ausserdem wünscht sich die junge Frau ein „torciel“ (II, 168). Da „torciel“ etymologisch gleich „troussel“ ist und dies zweifelsohne einen Mantelsack vorstellt (III, 91), so ist mir nicht klar, was die junge Frau unter „torciel“ versteht. Vielleicht gleichfalls eine Art Kleiderspind. Die Truhen sind mit Schlüssel verschliessbar und zuweilen so gross, dass ein erwachsener Mensch darin liegen könnte (V, 88; VI, 48). Andere schrein- und kastenartige Möbel sind „queste“ (II, 90) und „escrin“ (II, 14), in denen in einen Ledersack eingenähtes Geld (II, 14) verwahrt wird, ferner „coffre“ (I, 202) und „male“ (IV, 41 ff.; V, 96 ff.). Die „male“ enthält eine Erbschaft. Da das Bett tagsüber als Prunksofa diente, wird die Familie, zumal im Winter, sich meist in diesem heizbaren Raum aufgehalten haben, wo für Gäste schliesslich noch Betten aufgeschlagen werden konnten. Um den Aufenthalt im Schlafzimmer besonders angenehm zu machen, pflegte man es zu parfümieren. Das Gemach, das den Gästen in einem Pfarrhause angewiesen wurde „estoit ouvrée à l'ambre“ (II, 62) und verbreitete daher einen Wohlgeruch („la cambre souef flairé“ II, 69). Auf den Boden streute man bei festlichen Gelegenheiten Binsen und Blumen (M. I, 75). In dem Schlafzimmer befanden sich mancherlei Dinge (V, 9), aber auch das schärfste Auge hätte ein uns während der Nacht unentbehrlich dünkendes Gefäss nicht entdeckt. Wandelte den mittelalterlichen Menschen ein nächtliches Bedürfnis an, so musste er vor die Thüre (I, 241) oder in den Hof (V, 92) treten. Angenehm war dies nicht, da man ohne Nachtgewand zu Bette ging (I, 229, 241; IV, 14, 63 etc.); dagegen bedeckte man den Kopf (V, 19). Gab es im Hause eigentliche Aborte, so bestand die ganze Einrichtung aus einem Brett, in das Löcher geschnitten waren und unter dem im günstigsten Falle ein fliessendes Gewässer sofort den Kot fortschwemmte. Diese „cambres privées“ waren verschliessbar (V, 112; 228). Wollte man dem Gast noch etwas Besonderes bieten, so brachte man dem bereits im Bett Liegenden noch einen Nachttrunk:

„Ains aportent le vermeil vin,
Si but entre les dras de lin.“ (II, 59.)

4.

Morgens stand man früh auf (II, 40; III, 98 etc.), beim Läuten der Kirchenglocken, die zur Frühmesse einluden (Sieh I. Teil, p. 8 f.). Hatte man eine Reise vor, so machte man sich frühzeitig auf den Weg (III, 113) und zwar zu Pferd, dem gebräuchlichsten und bequemsten Beförderungsmittel zu Lande (II, 114; V, 38, 141, 173, 241, 216; VI, 76). Ob man dem Gast frühmorgens oder spätabends ein Bad bereitete, geht aus unsern Texten nicht hervor. Doch ist es mit Sicherheit anzunehmen, da das Mittelalter, wie bekannt, die Körperpflege (V, 179) emsiger betrieb als die Neuzeit, darf doch selbst im Bauernhause der Badezuber („li cuve à baingnier“) nicht fehlen (II, 150). Wenn man beim Aufstehen nicht sofort ein Bad nahm (IV, 180; V, 47), so wusch man sich im Sommer am Hofbrunnen in einem Eimer, der an der zum Hof führenden Thüre hing (IV, 125). Man badete fleissig. Die erste Wohlthat, die man einem lieben Besuche erweisen konnte, war ein Bad zu rüsten (II, 12; IV, 180 etc.). Man kannte warme Bäder (IV, 180) und kalte (I, 253); im Sommer nahm man Flussbäder (VI, 72). Von der Sprödigkeit unserer Zeit war man damals weit entfernt, denn beide Geschlechter badeten zu Hause gemeinschaftlich (I, 126; 249 f.; II, 72) und weibliche Bedienung der Herren beim Bade ist nichts Ungewöhnliches (I, 252; VI, 302). Die Badekufen müssen gross und zweiseitig gewesen sein, da zwei Personen zu gleicher Zeit darin badeten. Doch werden auch zwei Zuber benützt (VI, 9). Die „grant cuve“ steht zu Füssen des Bettes (V, 133). Man macht das Schlafgemach zur „estuve“, zur Badestube, indem man die Kufe mit Wasser füllt und Tücher darüber breitet (IV, 180). Man steigt ins Bad mit Hilfe eines dreibeinigen Schemels (V, 179) und trocknet sich wohl nach dem Bad mit einem weissen Laken ab (I, 251). Über das Treiben in den öffentlichen Badstuben geben die Fabliaux keinen Aufschluss. Nach dem appetitreizenden Bad ass und trank man tüchtig, da die Altfranzosen, wie uns das nächste Kapitel zeigen wird, keine Kostverächter waren.

Als Anhang zum dritten Abschnitt seien noch die Gerätschaften für Haus-, Feld- und Gartenarbeit angeführt, die sich in den Fabliaux finden. Am ergiebigsten dafür ist das „Oustillement au villain“ (Nr. 43). Ist die Belegstelle im folgenden nicht angegeben, dann ist sie diesem Gedicht entnommen. Im wohlgeordneten Bauernhause müssen sich finden: Ein scharfes Schlachtbeil („coignie“ III, 232) und eine Axt aus Stahl („hache d'acier“; „hache danoise“ IV, 196), Schneidmesser („doléoire“) und Meissel („cisel“), Polierstahl („besague d'acier“), Reisser („roisne“) und Bohrer („tarière), Zirkel („compas“) und Lineal („lingne“), Gartenmesser („sarpe“), in Scheiden tragbar („gaines à sarpes“ I, 5), Hippe („faucillon“), Sichel („faucille“) und Getreideschwinge („van“), Spaten („besche“), Schaufel („pelle“ I, 209) und Rechen („rastel“), Hacke („picois“, „pic“ I, 210; „havel“ I, 209; 10), Grabscheit („fesche“) und Gähacke („sarcel“), Egge („herche“) und Pflug („charrue“ IV, 180) mit Karst („hoel“ IV, 177) und Pflugmesser („contre“ II, 85; VI, 113), Messer, gross und klein („coutiaus“ V, 168 und „canivet“), Heugabeln (forces“, „foisne“) Tragbahre („civière“) mit Traggurt („fesche“) und Leiter („eschiele“), Ahle („alesne“) und Striegel („estrille“), Wetzstein („keus“) und Wetzstahl („fuisel“), stechende Nadeln („aguilles poingnant“) und stählerne Lanzette („jarce d'acier“), Zangen („tenailles“ V, 168), Hammer („martiaus“ V, 168), Stampfer („maillet“ II, 28) und Amboss („enclume“ V, 164), Sack („sac“) und Scheffel („boissel“), endlich Fischgeräte („engin à peschier“) und ein Speckkasten („lardier“ II, 24, 26), gross genug, dass ein Mann sich darin verstecken kann.

IV.

Vom Essen und Trinken.

Den Freuden einer reichbesetzten Tafel mit einem guten Trunk war der Altfranzose nicht abgeneigt. Daher unterlassen es die Fabliauxdichter auch nicht, wenn sie überhaupt auf dieses Kapitel zu reden kommen, ihren Zuhörern mehr oder weniger breit mitzuteilen, was ihre Helden und Heldinnen an Speise und Trank zu sich nahmen, in der sichern Voraussetzung, den Hörern ihrer Scherze damit nicht langweilig zu werden.

Wann und wie oft des Tags ass man? Hören wir, was die Fabliaux darüber sagen.

Dem Liebespaar wird von der alten Gelegenheitsmacherin Auberée bei Tagesanbruch „au matin, quant l'aube est crevée“ Schweinefleisch und Kapannenbraten vorgesetzt, dabei fehlt auch ein guter Trunk nicht, denn „menguent assez et burent“ (V, 15). Erst bei Sonnenuntergang deckt ihnen die diensteiferige Alte von neuem den Tisch.

„Et quant ce vint à Penserée,
Que li solaus à son droit torne,
Dame Auberée lor atorne
Ce qu'ele sot que lor est bon.“ (V, 15.)